

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 231. Bromberg, den 8. Oktober 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

(19. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

XXII.

Es gibt Zeiten, wo die Dinge so schlimm stehen, daß man eine Art irrsinniger Befriedigung daran findet, sie mutwillig noch schlimmer zu machen.

Lilith Walrond saß neben ihrem Verlobten auf der vordersten Ringreihe des Sportpalastes und beschloß, heute nacht ihre Koffer zu packen und zu fliehen.

Sie wußte nicht, wohin — aber es war ihr plötzlich ganz klar, daß sie diesen Menschen nicht heiraten würde, der ihr bis zum Haß gleichgültig war. —

Der Gedanke an eine Flucht machte sie plötzlich ruhig und heiter. — Hatte sie wirklich noch vor wenigen Minuten sich allen Ernstes vorzustellen versucht, wie es morgen auf dem Standesamt wohl aussehen würde? Und übermorgen Polterabend und dann die kirchliche Trauung? Hatte sie sich tatsächlich zum hundertsten Male davon überzeugen wollen, daß man mit Erwin glücklich werden konnte, wenn man sich etwas Mühe gab? — Mühe gab! Welch ein Wort in diesem Zusammenhang! Welch ein Irrsinn das Ganze! — Warum hatte man es so weit kommen lassen — warum? — Weiß Gott, warum — — —

Lauter Beifall prasselte zwischen ihre Gedanken.

Sie sah hoch. — Hinter den dicken weißen Seilen, die für die Boxer den Horizont ihres abendlichen Erlebens bedeuteten, gestikulierte wild ein Mann mit rotem Kopf und weißen Hemdsärmeln. Er suchte sich Ruhe zu verschaffen, um die bedeutungsvollen Worte „Sieger nach Punkten: Mac Phee (Irland)!“ heiser in den dunstigen Raum zu brüllen.

Da hatte also wieder ein Ire gewonnen. — Es stand schlecht um Deutschlands Chancen!

Lilith schielte zu Erwin hin. Der unterhielt sich aufgeregt mit einem kleinen possierlichen Herrn an seiner Seite, der ihm mit seinen kurzen Froschärmchen und wichtigem Gesicht die Schläge demonstrierte an denen der Deutsche soeben zugrunde gegangen war.

Wie unwichtig war das alles in Wirklichkeit! — Der Sieger siegte — und der Besiegte hatte verloren! — so war jeder der vier Kämpfe ausgetragen, die sie sich heute ansehen mußte, weil sie zu träge, zu abweisend oder zu gleichgültig gewesen war, um nein zu sagen, als der Chef ihr und Erwin die Sportpalastplätze angeboten hatte. So ganz der Chef — so ganz Erwin. Am Abend vor der Trauung in den Sportpalast! Derselbe Stil wie die Verlobung im Shepheard! Es wurde verlobt, es wurde geheiratet — Gefühle kannte man nicht! — Ob in diesem Raum wohl noch jemand saß, der vor der Wahl stand, heute nacht zu fliehen oder morgen für immer der Freiheit beraubt zu werden?

Sie sah sich in der Riesenhalle um. — Innenraum und Tribünen waren schwarz von Menschen, die sich, ähnlich wie Erwin und sein Froschnachbar, zu kleinen Grüppchen zusammengeschlossen hatten und, aufgeregten Börsianern gleichend, eifrig debattierten.

Hoch oben an den Seitenwänden blitzten hier und da kleine Irrlichter auf und zeigten an, daß dort Menschen in langen Reihen auf der Galerie saßen und polizeiliche Verbote übertraten, indem sie sich Zigaretten anzündeten.

Die Kapelle, von den Rangbesuchern durch virtuoses Pfeifen unterstützt, brach plötzlich ab. Die vier Scheinwerfer über dem kleinen Holzquadrat flammten auf.

„Jetzt kommt unser Mann,“ flüsterte Erwin.

Lilith erinnerte sich, daß heute ein Expreßfahrer aus dem Geschäft ihres Vaters hier antreten sollte. Sie wollte das Programm aufschlagen, das sie seit Beginn des Abends zu einer immer dünneren Rolle zu drehen versuchte. Aber da war schon die Unruhewelle im Publikum, die anzeigte, daß einer der Boxer den Ring betrat.

Lilith beschloß, sich diesen Kampf genauer anzusehen und legte den Kopf in den Nacken, da sie dicht unter dem Kampfpodium saß.

In dieser Stellung erstarrte sie einige Sekunden. —

Denn der Mann, der wie ein schönes Tier schräg über ihr in den Ring sprang, war Eppo Wyngarthen! —

Sicherlich wußte Lilith dann nicht mehr, was sie tat, als sie plötzlich aufsprang, laut seinen Namen rief und beide Arme nach ihm ausstreckte.

„Eppo! — — —“

Erwin Schwab, höchst verwundert über dieses Verhalten seiner Braut, versuchte sie zu beruhigen und wieder auf ihren Platz zurückzuziehen.

In diesem Augenblick ertönte der Gong, der die Lichter im Zuschauerraum verlöschen ließ und die Feindseligkeiten im Ring eröffnete. —

*

Mogi ließ den Pinsel sinken.

„Ich weiß nicht, was das mit mir ist — ich kann heute abend keinen geraden Strich malen.“

Robert nickte. „Auch nervös!“ Wissen Sie was — packen Sie Ihren Kram zusammen, und setzen Sie sich einmal so zu mir Wir müssen sehen, wie wir über den Abend wegkommen. Soviel ich weiß, ist Eppo erst um zehn Uhr an der Reihe. Wer weiß, wann er nach Hause kommt. Wenn er verliert — —“

„Er wird gewinnen!“ rief Mogi. „Ich habe ihn gesehen. Er ist ein Halbgott — man kann ihn nicht besiegen!“

Sie zog den weißen Kittel aus. „Sie haben recht. Mit der Malerei wird das heute doch nichts mehr. — Wissen Sie, Robert, daß ich nachts von diesen Blumen und Kringeln träumte? Ich wate in ihnen, ich esse sie mit einem großen runden Löffel, ich fülle sie in Säcke! Jede Nacht, Robert! — Ich möchte einmal von etwas anderem träumen, als von Blumen, die nicht duften. Ich möchte einmal — —“ Sie dehnte sich — ihr zierlicher Körper straffte die schwarze Seide des ärmellosen Kleides.

„Was möchten Sie?“ fragte Robert, in ihren Anblick versunken.

Sie setzte sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Diwan, machte einen krummen Rücken und legte die Hände auf die Augen. „Kennen Sie das, Robert: man ist ein kleines Mädchen — oder auch ein kleiner Junge — es sind große Ferien — man sitzt in der Hotelremise auf dem Bock eines Kremsers — man hat die Bremse losgekurbelt — eine herrliche Peitsche und imaginäre Zügel in der Hand — und rollt — und rollt — und rollt — — es riecht nach Tannen und Pferden und weißem Staub und ein wenig nach Hotelküche — — —. Kennen Sie das, Robert? — Sehen Sie — das möchte ich einmal wieder — wenigstens träumen!"

Eine warme zitternde Freude erfüllte Robert. Endlich, dachte er, endlich hat sie einen Wunsch. Endlich bekommt mein Gedanke einen Sinn: sie soll es besser haben! — Ich möchte ihr diesen Traum schenken, und noch viele andere dazu.

„Mogi", sagte er, „muß es denn geträumt sein — darf es nicht Wirklichkeit werden?"

Sie sah erstaunt auf. „Wie sollte das wohl sein."

Da ergriff er ihre beiden Hände, die in ihrem Schoße lagen.

„Mogi — Sie wissen, daß ich heute abend gekommen bin, weil ich Eppo wiedersehen will. Weil endlich wieder klare, offene Verhältnisse sein müssen zwischen ihm und mir.

Vorher aber möchte ich über etwas anderes Klarheit haben. — Ich frage Sie etwas, Mogi — ja? — und Sie antworten mir wie Sie immer antworten — so wie es wirklich ist!"

Sie nickte stumm — verwirrt.

„Sie sagten mir einmal, daß Sie Eppo niemals lieben könnten, weil — Sie einen anderen lieben. — Mogi, sagen Sie — ist das wahr?" — —

Sie sah ihn erschrocken an. Ihre Hände flohen wie weiße zitternde Tiere auf den schwarzen Seidenschoß zurück.

„Warum fragen Sie mich das?"

Da sagte er: „Mogi — weil ich Sie liebe. Weil ich Sie dem andern nicht gönne!"

Das kam so einfach und ruhig heraus, daß sie es faßte, obwohl es kaum zu fassen war.

„Robert", flüsterte Mogi langsam, wie ein staunendes Kind, „das es das gibt! Ich muß wohl ein Glückskind sein!" Ihre Augen hatten einen weichen, warmen Glanz, als sie ihr Geheimnis preisgab.

„Robert, der andere — — bist du!"

Dann lag ihr Gesicht an seinem. —

Zwei Menschen hatten die Augen geschlossen und ihr Denken ausgeschaltet, das keinen Maßstab bot für den Taumel der Sekunden.

XXIII.

Eppo schlug die Augen auf.

Grelles Licht — heller und beißender als Sonnenlicht — sengte ihn an, daß er die Lider wieder fallen lassen mußte.

Von oben her, durch das Rauschen und Brausen von tausend Wasserfällen hindurch, kam eine Stimme zu ihm. — eine furchtbare Stimme.

Sie schrie: „Fünf!" — —

Fünf? — dachte Eppo. — Warum weckt sie mich schon — ich kann bis — —

„Sechs!" — — ertönte die Stimme.

Sie war plötzlich ganz nah — brüllend — unerbittlich. Die Stimme des Jüngsten Gerichts!

Eppo wollte sich die Augen reiben. — Der Arm schien eingeschlafen. Es war ein unwahrscheinlich langer Arm, und an seinem Ende saß etwas Dickes — Unförmiges — Weiches.

Mit äußerster Kraftanstrengung zog er es an sein Gesicht.

Der scharfe Duft von schweißigem Leder stieg ihm plötzlich in die Nase.

Was war das? — Wo war man? —

„Sieben!" — —

Die fürchterliche Stimme über ihm riß ihn in die Wirklichkeit. — Sie kam aus einem krebsroten, aufgerissenen Gesicht.

Ein weißer Arm zuckte aus schwarzem Himmel, an dem vier große grelle Sonnen standen. — Der Arm ging auf und ab wie der Kolben einer Maschine und schmetterte unaufhörlich Zahlen auf ihn nieder.

Verderbliche Zahlen! — er wußte plötzlich — sein Kopf lag schmerzend auf nackten hellen Holzplanken — Planken, die in dumpfem Donnern vibrierten.

Das waren die Freunde, die Sekundanten, die verzweifelt auf den Boden des Kampfringes trommelten, damit ihr Mann zu sich käme, bevor die Zahl „zehn" ertönte und die Niederlage besiegelte.

Ihr — — Mann, das war er!!!

Er — Eppo Wyngarthen — lag niedergeschlagen im Ring des Sportpalastes, weil — — wie war das nur gekommen? —

„Acht!" —

Der Klang der Zahl, bei vollem Bewußtsein erfaßt, stand über ihm — eine riesige furchtbare Gefahr!

In ihm schrien plötzlich hundert Stimmen: Aufstehen, Eppo! — Du kannst noch kämpfen! Du mußt noch kämpfen!

So — — jetzt lag man nicht mehr auf dem Rücken wie eine tot Padde — hatte sich auf den Bauch gewälzt — eine übermenschliche Anstrengung! — Jetzt mußte man ausruhen — schlafen. — — In den Gliedern floß schweres Blei. — Der donnernde, brausende Lärm legte sich wie ein Eisenring um den Schädel — ein Ring mit einem spitzen unbarmherzigen Stachel, der sich in den Hinterkopf bohrte.

Schlafen — schlafen. — —

Eine silberne Fläche floß — — das war der Nil — zitternde Wärme darüber — zwei große schwarze Augen — schreckhaft aufgerissen — das waren die Augen — Leilas Augen — tödliche, schreiende Angst brannte in ihnen — —

„Eppo —Eppo!!" — —

Gewaltsam riß der Schrei seine Lider hoch — preßte ihm mit traumhafter Geschwindigkeit Gedanken durch das Hirn.

Klare Gedanken — Gedanken der Wirklichkeit.

In seinem Blickfeld war wirklich das Gesicht Leilas!

Sie mußte dicht am Ring stehen, auf dessen Boden er lag. Das Podium reichte ihr bis an die Schultern, so daß nur ihr Kopf sichtbar wurde.

Mein Gott — es war Leilas Gesicht! — die Augen unnatürlich geweitet — der Mund noch geöffnet vom Ruf. —

Und plötzlich in der Sekunde, da Eppo unwillkürlich das eine Bein anzog, um sich vom Boden zu lösen, kam ihm die Erinnerung.

Er hatte in der Ringecke gesessen und auf die letzten Verhaltungsmaßregeln seiner Sekundanten gehört. — Da war plötzlich ein Ruf zu ihm gedrungen, der ihn herausriß in eine andere Welt. — Es war derselbe Ruf, dieselbe Stimme, die er eben wiedergehört — es war die Stimme der Frau, die ihm im Blute lag und die er aus tausend Stimmen herausgehört hätte. — Sie ist hier — wirklich hier — — der beglückende Gedanke hatte ihn ganz erfüllt.

Dann war eine Riesenglocke an seine Stirn geschlagen. — Ihr Dröhnen war das letzte, woran er sich erinnern konnte. — — —

Sie ist hier! — dachte Eppo, und verzweifelte Wut riß an ihm.

Sie ist hier, und ich muß zu ihr hin! —

Als das pathetische „Neun" des Ringrichters ertönte, gelang es Eppo, sich auf das Knie zu stützen und die Hände von den Planken zu nehmen. Sein Gesicht war der blassen schönen Frau aus dem Publikum zugewandt, deren Hände sich zitternd gegen das Holz des Podiums preßten.

Er hockte in der Mitte des Ringes, als wolle er im nächsten Augenblick zu ihr hinstürzen. —

Plötzlich schoß ein heller Schatten zwischen ihn und der Frau. Sekundenlang sah Eppo einen brandroten Haarschopf aufleuchten — darunter zwei zusammengekniffene Augen, aus denen Vernichtungswut blitzte.

Dann prasselte ein furchtbarer Hagel von Schlägen auf ihn nieder. — Instinktiv duckte er sich zusammen und suchte den Kopf unter gekreuzten Armen zu bergen.

Es hatte keinen Zweck! — Es ging noch nicht — man hatte nicht genug Luft — die Beine waren starre Stöcke, die nicht federten — man wurde wie ein Bündel Flicken von den Schlägen im Ring herumgeworfen.

Eppo ging abermals aufs Knie nieder. Seine Hände berührten den Boden — der Gegner durfte nicht mehr schlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schläferin.

Fragment von Hermann Burte.

Und ich will halt einfach nichts mehr von der ganzen Sache wissen. Was wird das alte Weiblein aus den Karten lesen können, im Schlaf sehen oder im Kaffeesatz? Die Polizei gehört ihr auf die Haube geschickt, damit sie die Possen läßt und ehrliche Arbeit tut wie andere Leute!" Also sprach der Landwirt und Gemeinderat Frieder Giller zu seiner Frau und ging in den Stall. „Und sie kann doch etwas!" rief diese ihm nach. „Hat sie nicht dem Waibel genau den Dieb beschreiben können, der ihm die Bohnen stahl auf der Beunde? Und der Lene im Berg hat sie nur drei Karten auf den Tisch geworfen und gerufen: „Dein Schatz ist ja ein geheiratener Mann!" Sie weiß etwas, und alt ist sie auch nicht!" Bei diesen Worten wurde es laut in der Küche; die Pfannen klapperten, die Herdringe wollten sich nur klirrend fügen, die Deckel setzten ihr blechernes Tschinnera schmetternd auf — die gute Frau Giller hatte Sorgen um ihr Mündelkind, ein mannbares Mädchen mit etlichem Gut. Es gefiel manchem, und ihm gefiel der schöne Karl, wie sie ihn nannten, ein Monteur auf der neuen elektrischen Station, ein fixer verfluchter Kerl, mit den Zigaretten hinter dem Ohr, der alle Gassenhauer zuerst summte, man weiß nicht woher, der das Skatspielen und den langsamen Walzer im Dorfe aufbrachte, der immer Geld ausgab und immer Geld hatte, so daß die Bauernburschen mit ihrem armseligen Sackgeld ganz neidisch auf ihn wurden — dieser Karl ging mit der Elise. Er hatte ihr den Kopf verdreht an Orten, wo niemand war, zu Zeiten, als niemand wachte. Nun wollte sie ihn und wollte ihn wieder nicht. Wenn sie ihn bat, ihr doch ein wenig von seiner Heimat und seiner Wanderschaft zu erzählen, so sagte er etwa, das sei nicht erzählenswert, sie wisse ja, wie es in so hinterwäldlerischen Bauernkaffen zugehe, und in seiner Lehre und auf Montage sei es gewesen, wie es überall ist!

So war diese Sache der guten Bauernfrau hinten im Kopf, sie hätte gerne etwas über den Karl vernommen, von der Schläferin, wie das Volk die Wahrsagerin nennt, und war ungehalten, daß er, ihr Mann, nichts von dieser Art Aufklärung wissen wollte.

Und während der schöne Karl auf dem Dynamo schaffte und Elisa an der Aussteuer nähte und über die Maschine weg nachdenklich in den Rosengarten hinaussah, kam der Zuchtfarrenmarkt, und der Giller verkaufte an die Stadtgemeinde einen prächtigen jungen Farren für ein Sündengeld. Und als der Stadtrechner das Geld bar ausbezahlt hatte, war für die Frau Giller der Augenblick gekommen zum entscheidenden Angriff: „Du, Frieder!" sagte sie — nur ganz selten brauchte sie den Vornamen, und selten legte sie soviel Gefühl in das Wort! — „jetzt käme es auf zehn Mark nicht an, und wenn sie schon nichts wüßte, könnte sie es sicher gut brauchen, sie wohnt gerade da hinter der Fabrik in dem hohen Haus im Giebel oben!" — „He nun so denn!" sagte der Stierzüchter, „so gehe, aber allein!" — „Nichts ist!" sagte sie, „du mußt mit, sonst sagst du nachher, ich hätte mich verhört oder die Hexe hätte mich bannisiert und am Seil herabgelassen." — Was wollte er machen? Er ging mit in die Wohnung der Kartenschlägerin.

Sie hatten gemeint, eine alte Frau zu finden, so eine Frau Holle oder die Hexe vom Knusperhäuschen, aber jetzt saß da hinter dem sauberen Tische eine feste, gesunde Person mit einem Kopf wie eine Wirtin, mit Vorderarmen fest und braun wie Offiziersgamaschen, einer Brust wie die Siegesgöttin auf dem Denkmal in Freiburg, mit ein Paar blitzenden, kräftigen Augen im Kopfe. Sie sah den Bauersleuten an, was sie gedacht hatten, und lachte: „Ihr seid ein wenig verwundert, nicht wahr? Ihr meintet, ein altes eingeschnurrtes Hexenweiblein zu finden, aber selbe können nichts; es braucht Nerven zu diesem Geschäft. Ihr glaubt gar nicht, wie das anstrengt und müde macht, das Lesen und Schauen, besonders, wenn es zutreffen soll! Aber wem es gegeben ist, der sollte es anwenden für die arme Menschheit! Also über was wolltet ihr Bescheid haben? Ich tue, was ich kann. Von wem wolltet ihr etwas wissen?" Mit diesen Worten legte sie ein Wachstuch auf den Tisch, packte zwei Spiele Karten, würgte sie ein wenig in den Händen und fragte: „Mann oder Weib?" — „He, ein Mann!" hieß es. — „Jung oder alt?" — „He, zwischen Bub und Mann. In den Zwanzigern! Er geht mit einer Verwandten, jetzt möchten wir gerne das wissen, was er nicht sagt!" — „Begreiflich", murmelte die Wahrsagerin und legte bedächtig Karten auf den Tisch: „Er hat viel mit Metall zu tun, es ist Stahl und Kupfer da! Ich sehe gestautes Wasser . . . Ist es ein Schlosser?" — „Nicht schlecht geraten!" sagte Giller in ehrlichem Erstaunen. — „Wasser, viel Wasser ist da, ein großes Wasser!" flüsterte die Frau, „am Wasser ist ein Stadt, eine Stadt, da ist er, ja und da, — ja, es ist nicht anders! da ist ein Kind!" — „Es wird nicht sein", rief die Gillerin in höchstem Schrecken und Erstaunen, „der Donnerwetter! . . . An einem großen Wasser ein Kind, da heißt es zahlen, mir langt es!" — „He, nur langsam", sagte Giller, „vielleicht weiß sie noch mehr!" Ihm gefiel diese Wendung der Dinge, und die Stimme des Schicksals ging ihm ein. „Wie kann man das aber sehen in den einfältigen Karten?" sagte die Bäuerin. — „Das ist schwer zu sagen", erwiderte die Dicke, indem sie die Karten mischte, „es ist eine Gabe; mir sagte eine Zigeunersfrau, die zu mir in die Küche kam, im Hotel in Mühlhausen, ich hätte den magischen Blick; es muß so sein, es fehlt mir schier nie!" Und wieder legte sie die Karten: „Wieder Wasser", rief sie, „laufendes Wasser! Zwei laufende Wasser! Zwischen beiden ist eine Zahl! Wartet! Ruhig!" — Die Augen begannen ihr zu tränen, sie drückte sie. Die beiden saßen gebannt und gespannt. „Hundert, zwanzig, sechs, ja es stimmt, die Zahl ist einhundertsechsundzwanzig! Aber!" — Sie hielt inne, besah sich lange die bunten Reihen und sagte dann: „Aber, hier ist wieder ein Kind, zwischen laufenden Wassern! Ein Büblein! Bei hundertsechsundzwanzig!" — „Es gibt viele Orte, wo diese Hausnummer vorkommt!" sagte Giller, überwältigt von der Sicherheit der Schlägerin. „Es muß ja nicht eine Hausnummer sein", sagte sie und legte die Arme über die Karten. „Zwei Kinder hat er, zwei Kinder!" rief die Gillerin entsetzt, „das ist aber doch . . ." — „Was macht's?" fragte er, „was gibt man?" — „Was man für Recht hält", sagte sie, „nicht unter fünf Mark! Sie bekam zehn und war zufrieden, aber noch zufriedener der Bauer. „Alle Zigarettenbuben sind nichts wert; wenn einer bei mir raucht, hat er Feierabend; der Flämmer wäre eine Schande für uns, ich muß ihn fragen . . ." — „Mich dauert nur das Elis!" sagte die Gillerin. — „Warum?" sagte er, „wenn bei ihm noch alles recht ist, warum dauern? Jetzt ist es gewarnt und kann noch mit Anstand zurück." — „Du mußt mit dem Karl reden!" — „Ich werde ihn zur Rede stellen, am Sonntag, wenn er kommt."

Am Sonntag kam der schöne Karl, geputzt und gestrählt. „Du", sagte der Giller, „ich habe Holz gesteigert an der Mauerhalde und will sehen, wo es liegt, gehst mit? Zum Füttern sind wir zurück, und du hast noch Elises genug bis Feierabend!" — „Geh mir, sprach der Emir!" lachte Karl, und bald waren die beiden Männer im Walde, wo es einsam ist und niemand hört, was man spricht. „Wo hast du jetzt doch deine Lehre gemacht!?" — „Ha, in Reutlingen, das wisset Ihr doch!" — „Und du bist von dort hierher gekommen?" — „Nein, nach Konstanz!" — „Am Bodensee!" rief Giller. — „Ha, ja, das weiß doch jedes Kind, daß Konstanz am Bodensee liegt!" — „Jedes Kind!" sprach der Bauer ernst, aber lachend, „deines auch, wo du dort zu vernähren hast?" — Eine Zigarette fiel. „Der Donner, wer hat mich da verkalfacktert!" entgegnete Karl, „ich mußte es gewesen sein, ich hatte den besten Lohn, Ihr wißt ja, wie die Menscher sind!" — „Die Menscher, selb weiß ich nicht, aber weiß es die Elis?" — „Ach, es sind zwanzig Mark im Monat! Mit den Überstunden für mich ein Spauz!" — „Es ist uns nicht um das", sagte Giller, „es ist ja menschlich, aber halt — jetzt schau einmal da hin!" rief er, indem er auf eine Schicht Holz am Abhang zeigte. „Da soll jetzt einer Holz abführen. Scheit um Scheit muß es der Knecht das Bord heruntertragen, da ist scheints den Holzmachern das Hirn nicht aufgetaut gewesen! . . . Warst in Konstanz beim Militär?" — „Nein, in Straßburg!" — „Wo?" sagte der Bauer und blieb stehen, den Hut in der Hand. „Da fließt die Ill in den Rhein!" — „Natürlich", sagte Karl, „was soll sie sonst machen?" Und lachte. „In Straßburg, bei den Württembergern, im Regiment 126 habe ich gedient." — „Es stimmt

alles!" sagte der Giller, jetzt aber ernst: „Und da hattest du auch ein Kind, noch ein Kind, einen Buben!" — „Gottverdeckel", sagte der schöne Karl, „es ist so viel Schlechtigkeit unter den Menschen; da wird gerätscht, bis man hin ist." — „Selb schon", machte Giller, „aber wer sagt es der Elis?" — „Ich nicht!" trotzte der Monteur und blieb stehen. „Es soll mir aber doch um Verrecken nichts gelingen, wer Teufels hat Euch auf die Kinder gebracht?" — „Das ist gleich, aber es ist an der Zeit, einen Pfahl zu schlagen, ehe sich drittet, was sich gezweitet hat und die Elis in der Patsche sitzt . . . Das Werk läuft schon, oder nicht? Es ist aus mit der Montage hier! So kommst du gut von hier fort, und wenn die Schläferin nicht schwätzt, meine Frau und ich sind verschwiegen." — „Was, die Schläferin, die! Schämet Ihr Euch nicht, so rückständig abergläubisch zu sein!? Euch muß man an der Fasnacht ausspielen! Wissen möchte ich nur, wie die verfluchte Hexe hat sehen können, ob es Bub oder Mädel ist!" —

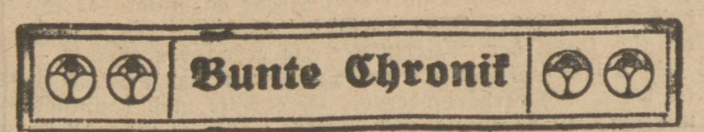
Frauenschönheit im Dienste des Gesetzes

Frauenschönheit ist heute mehr denn je eine große Macht. In Amerika bedeutet sie ein Vermögen. Aber nicht nur bei Schönheitskonkurrenzen wird sie bejubelt und belohnt. Frauenschönheit steht im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten auch im Dienste des Gesetzes. Weibliche Polizisten und Detektive sind in den Vereinigten Staaten beinahe zu einer alltäglichen Erscheinung geworden. Während man aber in Europa bei den Dienerinnen des Gesetzes und der Gerechtigkeit nicht allzu großen Wert auf ihr Äußeres legt, wird in Amerika auch hier die Schönheit bevorzugt. Eine schöne Frau, so argumentiert man, hat auf jedem Gebiet des Lebens mehr Chancen und mehr Erfolg.

Das Betätigungsfeld der weiblichen Polizei ist in Amerika ziemlich ausgedehnt. Vor allem gehört zu ihm in erster Linie die Industrie der Tanzhallen. Diese Tanzhallen sind ein Treffpunkt der Lebewelt, in der auch die berüchtigte amerikanische Unterwelt reichlich vertreten ist. Das sogenannte Verbrechenverhütungsbureau hat einen gutorganisierten weiblichen Dienst in den Tanzhallen Newyorks. An der Spitze der weiblichen Polizei, die dieser Organisation unterstellt ist, steht Miß Denn. Diese junge Dame ist durch ihre Energie bekannt, schon mancher Bootlegger ist mit ihrer Hilfe unschädlich gemacht worden. Ihre Aufmerksamkeit gilt aber nicht nur Verbrechern, sondern auch jungen Mädchen, die heimlich von den Eltern sich hier amüsieren wollen. Miß Denn und ihre Agentinnen halten ein Auge auf das Treiben der Agenten des Mädchenhandels, die hier ihre Beute suchen, offen. Außerdem sorgen Detektivinnen für den Anstand, auf den in Amerika viel Wert gelegt wird. Der berühmte französische Schriftsteller Maurice Dekobra, der in einer Newyorker Tanzhalle seine Studien machte, war, wie er selbst erzählt, nicht wenig erstaunt, als eines Tages oder, richtiger gesagt, eines Nachts er beim Tanzen von einer bildschönen Frau eines anderen Paares auf die Schulter geklopft wurde. Die unbekannte Schöne flüsterte dem verblüfften Dichter leise ins Ohr: „Mein Herr, ich sehe, Sie sind Ausländer und kennen unsere amerikanischen Sitten nicht. Sie tanzen allzu feurig und neigen sich zu sehr zu ihrer Dame. Nehmen Sie sich in Acht und tanzen sie dezenter." Der Schriftsteller dachte, es handle sich um einen Scherz, erfuhr aber bald, daß die schöne Frau eine Detektivin war, und daß ihre wohlgemeinte Mahnung keinesfalls als Witz kommentiert werden sollte.

Eine berühmte Detektivin im Dienste der Polizei der in der ganzen Welt als Verbrecherzentrum abgestempelten Stadt Chicago ist eine selten schöne und anmutige junge Dame, die auf den klingenden Namen Priscilla Highinbotham hört. Sie stammt aus einer der reichsten Chicagoer Familien und hat sich in den Dienst der Polizei gestellt. — Vielleicht aus Abenteuerdrang, wer kann es wissen. Tatsache ist aber, daß sie nicht umsonst den Ruf hat, ein weiblicher Sherlock Holmes zu sein. Ihr Hauptgebiet ist die Aufklärung von Juwelen- und Pelzdiebstählen. Die Pelz- und Juwelenmarder bilden eine besondere Verbrecherklasse in der Verbrecherwelt von Chicago. Eine der erfolgreichsten Affären der Miß Highinbotham war die Entlarvung eines höchst raffiniert ausgeführten Juwelendiebstahls. Der Frau eines millionenreichen Fabrikbesitzers wurde ein kostbares Rubinenkollier gestohlen. Die Rubinen stammten aus der Schatzkammer eines indischen Fürsten und hatten einen ungeheuren Wert. Von den Tätern fehlte, wie es in den Vereinigten Staaten oft der Fall ist, jede Spur. Die Detektivin hielt an dem Standpunkt fest, daß der Diebstahl nicht von mehreren Einbrechern, sondern nur von einem, der sich dauernd in der Umgebung der Millionärsfrau befand, begangen worden sein könnte. Monatelang beobachtete der weibliche Sherlock Holmes die lebensfrohe Gesellschaft, die im Hause der Bestohlenen verkehrte. Eines Tages rief sie während eines Soupers die Polizei an und ließ zwei Beamte ins Haus kommen. Sowohl die Gastgeberin als auch die Gäste waren erschüttert, als die schöne Priscilla einen jungen Mann, der zu der Suite der Hausherrin gehörte, festnehmen ließ. Sie bezeichnete ihn als den Juwelendieb. Der junge Mann machte gute Miene zum bösen Spiel, ließ sich untersuchen und bot der Polizei an, eine Haussuchung bei ihm zu veranstalten. Die Detektivin gab aber der Polizei den Rat, den Verhafteten operieren zu lassen, worauf er sich sofort einverstanden erklärte, auf weniger gefährliche Weise die Rubinen, die er verschluckt hatte, zurückzuerstatten! Alle bewunderten den Scharfsinn der Detektivin. Sie hatte herausgefunden, daß der Dieb die aus dem Kollier herausgebrochenen Juwelen stets bei sich trug, weil er sie so am sichersten verborgen glaubte. Als ihm während des Soupers das Benehmen der Detektivin auffiel, hat er sie verschluckt, was aber niemand außer der Detektivin bemerkte. Dem Scharfsinn der jungen Dame war aber aufgefallen, daß der Verdächtige immerzu Rotwein trank. In einem Rotweinglas hatte er dann die Rubinen wie Pillen, von anderen nicht bemerkt, heruntergespült.

In Illinois ist eine schöne Frau, Mrs. Helene Dolger, als aktive Polizistin mit Recht gefürchtet. Mit ihrem Revolver hat sie schon manchen widerspenstigen schweren Jungen während der Verhaftung kleingekriegt. Nicht nur in der Kriminalpolizei, auch in der Verkehrspolizei werden in Amerika gut aussehende Beamtinnen verwendet. In Miami, dem weltberühmten Luxusbadeort an der sonnigen Küste Floridas, versehen bildschöne junge Frauen den Verkehrsdienst. Sie tragen einen Badeanzug, zeigen wohlgeformte Beine und unterscheiden sich nur durch eine amtliche Mütze von den Strandnixen. Die Statistik beweist, daß die Zahl der Autounfälle zurückgegangen ist — die Herrenfahrer passen mehr auf, wenn sie es mit einer schönen Frau, statt mit einem rauhen Verkehrspolizisten zu tun haben. v. A.



Bunte Chronik

* **Die ersten Spuren des Elfenbeins** und seiner Verwendung lassen sich bereits in der Steinzeit nachweisen. Man hat wenigstens Steinzeitwerkzeuge mit Nadeln aus Elfenbein gefunden, ferner Mammutstoßzähne, auf die mit spitzen Steinen Zeichnungen geschnitten waren. Die ältesten Gebrauchsgegenstände aus Elfenbein, und zwar Nadeln, kleine Figuren, Toilettegegenstände, Büchsen und Dosen, fand man in den Pyramidengräbern, deren Alter mit absoluter Sicherheit auf 1100 vor Christi Geburt zurückzuführen ist. Auch in der Bibel wird das Elfenbein erwähnt, insbesondere im 1. Buche der Könige, wo von dem „elfenbeinernen Thron" berichtet wird, den sich König Salomo anfertigen ließ. Wahrscheinlich sind die in den Pyramidengräbern gefundenen Figuren aus Elfenbein Götterbilder. Auch andere Völker als die Ägypter fertigten aus dem kostbaren Material Bilder ihrer Götter an.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.